

Über die Autorin:

Courtney Cole wuchs im ländlichen Kansas auf. Nach einem Abschluss in Betriebswirtschaftslehre arbeitete sie zunächst in der Marketingabteilung einer großen amerikanischen Firma, bevor ihr erster New-Adult-Roman, *If you stay – Füreinander bestimmt*, die amerikanischen E-Book-Charts eroberte. Courtney Cole lebt mit ihrem Mann und drei Kindern am Lake Michigan und arbeitet bereits an ihrem nächsten Roman.

Mehr Informationen unter www.courtneycoleauthor.com

Courtney Cole

IF YOU LEAVE – Niemals getrennt

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Silvia Gleißner

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»If you leave« bei Lakehouse Press.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Juli 2014

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2013 by Lakehouse Press

Copyright © 2013 für die deutschsprachige Ausgabe bei

Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Ocean/Corbis

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51528-0

2 4 5 3 1

»Die Welt bricht jeden,
und nur einige von uns sind danach stärker
an den Bruchstellen.«
Ernest Hemingway

*Für alle, die wissen, wie es ist,
zerbrochen zu werden,
und für jeden,
der dadurch stärker geworden ist.*

Kapitel 1

Kabul, Afghanistan

Es ist der Geruch von Blut, der mir sagt, dass ich träume.
Oder dass ich wach bin.

An diesem Punkt meines Lebens könnte es beides sein.
So oder so, der Geruch dringt mir in die Nase und bleibt darin hängen, metallisch-rostig und süßlich. Aus Erfahrung weiß ich, dass, falls ich schlafe, der Geruch immer noch da sein wird, wenn ich aufwache. Penetrante Erinnerung an eine Nacht, der ich nie entkommen werde.

Es ist eine Hölle, aus der ich mich nie befreien kann.
Noch während ich mich hin- und herwälze und versuche aufzuwachen, dringt ein Geräusch in mein Bewusstsein; ein Geräusch, das nicht in den Traum gehört. Ich weiß es, weil ich denselben Alptraum schon hundertmal erlebt habe. Dieses neue Geräusch und das, was ich dabei spüre, gehören da nicht rein.

Es ist unverwechselbar – das Knirschen von Knochen in meiner Hand.

Schlagartig öffnen sich meine Augen; ich schaue mich um und registriere mehrere Dinge gleichzeitig.

Ich bin in einem Puff in Kabul, in demselben, in den ich immer gehe. Die schwarzen Haare des Mädchens sind um meine linke Hand gewunden, im festen Griff meiner Finger. Mit der rechten umklammere ich ihre schlaffe Hand, und ihre gebrochenen Finger stehen in unnatürlichen Winkeln ab.

Sofort lasse ich ihre Finger los; sie starrt mich an und presst sich die andere Hand auf den Mund, um einen Schrei zu unterdrücken. Tränen steigen ihr in die Augen und laufen über ihre zerschlagene Wange. Das Blut färbt ihre Tränen rot, und mir wird etwas klar. Der Blutgeruch kam nicht von meinem Traum. Er kam von ihr.

Jesus.

Überall ist Blut. Es läuft aus ihrer Nase und ihrem Auge, von der Wange ihres zerschlagenen Gesichts, tropft auf ihre nackte olivfarbene Haut und hinterlässt Flecken auf den vergilbten Bettlaken. Ich keuche auf und weiche instinktiv von ihr zurück, voller Entsetzen, und der Schock fährt mir in die Eingeweide.

»Was, zum Teufel ...?«, würge ich heraus.

Als ich mich bewege, hält sie sich die gebrochene Hand.

Die Hand, die ich ihr gebrochen habe.

Auf meiner Stirn bilden sich Schweißperlen, und mein Herz hämmert wie verrückt. *Ich habe ihr das angetan. Ich habe ihr das angetan.* Was, zum Henker, habe ich gemacht? Ich bin erschrocken und werde panisch, aber in diesem Moment macht sich meine Ausbildung bemerkbar, und ich reiße mich zusammen.

»Es tut mir leid«, versichere ich ihr eilig. Ich nehme meine fünf Sinne zusammen, gehe auf sie zu und strecke die Hand aus, um mir ihre Verletzungen anzusehen. Sie zuckt zurück, und die Angst in ihrem Blick ist deutlich zu sehen, als sie sich von mir wegdreht, als wolle sie einen weiteren Schlag abfangen.

Ihre Reaktion erschüttert mich – das Wissen, dass sie Angst vor mir hat.

Und dazu die Erkenntnis, die mich krank macht: dass sie allen Grund dazu hat.

Ich schlucke schwer; in meinem Mund der Geschmack von Abscheu vor mir selbst.

»Bitte«, stammle ich und strecke die Hand aus, »lass mich das ansehen. Ich tue dir nicht mehr weh.«

Die Prostituierte ist ein schlankes Mädchen namens Niki. Sie zittert, zwingt sich aber stillzuhalten, während ich ihre Arme und Beine abtaste. Als ich ihre gebrochene Hand berühre, holt sie zischend Luft, lässt mich aber alles andere untersuchen, während sie steif wie ein Brett daliegt. Es ist schon fast verrückt. Ich habe die Kleine die halbe Nacht durchgevögelt, aber in diesem Augenblick ist sie so weit weg, als wäre sie eine völlig Fremde. Weil sie Angst hat.

Vor mir.

»Es tut mir so leid«, sage ich erneut und wende den Blick von ihren steifen, blutbeschmierten Schultern ab. »Ich komme nicht mehr hierher. Ich habe geschlafen. Ich wusste nicht, was ich tue. Ich werde dir nie wieder weh tun, Niki. Es tut mir leid.«

Eines ihrer Augen ist zugeschwollen, aber das andere weitet sich bei meinen Worten, und sie packt mich mit der unverletzten Hand. Ihre kalten Finger zittern.

»Nein«, flüstert sie, »wenn du wegbleibst, dann schlagen sie mich, weil ich dir nicht gefallen habe. Bitte. Bleib nicht weg, Soldat.«

Ich starre sie fassungslos an. »*Ich* habe dich gerade geschlagen«, sage ich dann langsam. »Ich wollte das nicht, aber das ist keine Entschuldigung. *Ich habe dich gerade geschlagen.*«

Niki schüttelt den Kopf und zuckt bei dem Schmerz, den ihr die Bewegung verursacht, zusammen. Schuldgefühle überfluten mich.

Ich habe eine unschuldige Frau verletzt. Herr im Himmel. Ich bin ein Monster.

»Du hast geschlafen«, sagt Niki hartnäckig. »Du hast Alpträume, wenn du schläfst. Das warst nicht du. Es war das böse Ding.«

»Das böse Ding?«, frage ich unsicher und starre auf ihr blutiges Gesicht. Sie nickt.

»Es verfolgt dich«, antwortet sie nüchtern in ihrem schweren afghanischen Akzent. »Es ist für jeden anders, aber es verfolgt uns alle. Das böse Ding hat dich erwischt.«

Das böse Ding hat mich erwischt.

Ich schlucke schwer und versuche, den verdammten Kloß loszuwerden, der sich in meinem Hals gebildet hat.

»Es tut mir leid, Niki«, sage ich wieder. »Vielleicht hat mich das böse Ding tatsächlich erwischt. Ich schwöre, ich mache es wieder gut.«

Sie sieht mich neugierig an; ihr Körper ist angespannt vor Schmerz, aber sie bewegt sich nicht, als ich ein Laken um ihre Schultern wickle und mich hastig anziehe.

In nur einer Minute bin ich zur Tür hinaus und den Flur hinunter. Ich ignoriere das Stöhnen und Kreischen und die dumpfen rhythmischen Geräusche, die aus den anderen dunklen, winzigen Zimmern kommen, als ich das rampo-nierte Treppenhaus hinunter zum Büro laufe. Ich weiß, dass dadrin der Mann sitzt, der hier das Sagen hat, weil ich ihn jedes Mal bezahle, wenn ich zu Niki gehe.

Als ich reinkomme, schaut er mich überrascht an, aber ich verliere keine Zeit. Ich werfe alles Geld aus meiner Brief-tasche auf seinen Schreibtisch; das ganze ausländische Geld, das so fremd aussieht und Hunderte von US-Dollar wert ist.

»Das Mädchen hat mich zufriedengestellt«, erkläre ich ihm ruhig. »Ich gehe in die Vereinigten Staaten zurück, aber ich werde sie vermissen. Sie sollte eine Belohnung erhalten. Und sie braucht einen Arzt. Sie ist verletzt.«

Der Mann starrt zu mir hoch, und sein düsterer Blick leuchtet auf bei dem Anblick des vielen Geldes. Er nickt knapp, ohne etwas zu sagen, streckt seine dunklen Finger aus, um die Geldscheine an sich zu raffen, offensichtlich gleichgültig gegenüber dem blutenden Mädchen im oberen Stockwerk.

»Sie braucht einen Arzt«, wiederhole ich entschlossen zwischen zusammengebissenen Zähnen. »Sofort.«

Ich ramme meine Faust hart auf seinen Tisch, mitten auf den Geldhaufen.

Er schaut wieder zu mir hoch und greift wortlos zum Telefon. Er murmelt Worte hinein, die ich nicht verstehe, und legt dann auf.

»Ist erledigt«, sagt er kurz und richtet seine Aufmerksamkeit wieder auf die Papiere auf seinem Tisch.

Ohne ein weiteres Wort gehe ich auf die inzwischen dunklen Straßen von Kabul hinaus und mache mich auf den Rückweg zu meinem Feldlager außerhalb der Stadt. Zurück im Zelt, fange ich mechanisch an, meine Sachen ordentlich zu packen. Meine Finger streifen mein Satellitentelefon, und ich nehme es und tippe eine Nummer ein.

»Oberst?«, sage ich, als er sich meldet. »Sie werden einen neuen Offizier hierherschicken müssen. Ich rücke ab.«

Der Oberst fragt nicht nach dem Grund. Er kennt mich gut genug, um meinen Entscheidungen zu vertrauen. Wenn ich ihm sage, ich räume das Feld, dann geht er davon aus, dass ich einen guten Grund dafür habe. Und den habe ich natürlich. Das hier ist das einzige Leben, das ich je wollte. Nur etwas ganz Gewaltiges würde mich dazu bringen, dieses Leben hinter mir zu lassen.

Das böse Ding hat dich erwischt.

Ich bin noch nie in meinem Leben vor etwas zurückgewichen,

nie einem Kampf aus dem Weg gegangen. Und ich habe mich nie ängstlich geduckt. Niemals. Ist nicht meine Art. Aber ich habe lange genug gekämpft, um eines zu wissen: Wenn dich etwas verfolgt, das du nicht besiegen kannst, dann tust du das Einzige, was du tun kannst.
Du flichst.

Kapitel 2

Acht Monate später
Chicago

MADISON

Die Musik hier im Club ist so laut, dass sie buchstäblich in meinem Körper hämmert und meinen Brustkorb zum Vibrieren bringt. Was, zum Teufel, finden die Leute bloß an solchen Orten? Vom Rauch der Nebelmaschine muss ich husten, und ich verrenke mir den Hals, als ich versuche, unter den Hunderten von verschwitzten Leuten hier meine Freundin Jacey zu finden.

Als ich sie zuletzt gesehen habe, war sie in eine dunkle Ecke verschwunden, mit ihrem Freund, diesem Loser.

»Hast du meine Freundin gesehen? Blond, enges rotes Shirt?«, brüllte ich irgendeinem Typen zu, der mich schon seit zehn Minuten anstarrt wie die Schlange das Kaninchen. Er grinst wie ein Piranha und arbeitet sich zu mir vor.

»Nein«, brüllt er zurück, »aber für das, was mir so vorschwebt, brauchen wir sie nicht.«

Widerlich.

»Nie im Leben«, antworte ich kalt, drehe ihm den Rücken zu und suche in dem Gedränge auf der Tanzfläche weiter. Ich will echt nur nach Hause.

Wie ich mich von Jacey dazu überreden lassen konnte, heute Abend mit in die Stadt zu kommen, um ihren Geburtstag zu

feiern, ist mir in diesem Moment absolut schleierhaft. Heute sollte ich endlich ihren Bruder kennenlernen, aber Jacey ist schon vor über einer Stunde mit ihrem Freund verschwunden, und seitdem habe ich die beiden nicht mehr gesehen. Mir tun die Füße weh, ich bin fix und fertig von einer Sechzig-Stunden-Arbeitswoche, und ich brauche was zu essen, bevor ich jemandem die Augen auskratze.

Ich kenne meine Grenzen, also schlage ich mich durch bis an die Bar und nach draußen auf den Gehweg. Ich muss hier raus. Ich bin zwar die, die heute gefahren ist, aber ich bin sicher, Jacey kann auch mit Peter nach Hause fahren, wenn nötig. Ihr Freund ist nicht in der Lage, einen Job zu behalten, aber wenigstens kann er Auto fahren.

Ich hole mein Handy heraus. *Ich verschwinde. Kannst du mit Peter heimfahren?*

Ich schicke die Nachricht ab, und im selben Moment wird mir klar, dass sie sie nicht lesen wird. Und wer weiß, wann sie sie sieht? Mit einem Seufzer beschließe ich, dass ich weitersuchen muss. Wenigstens ein paar Minuten lang. Es wäre nicht richtig, sie einfach hier zurückzulassen.

»Wenn ich mit meinem Freund Sex in der Öffentlichkeit haben wollte, wo wäre ich dann?«, brumme ich vor mich hin und versuche, so wie Jacey zu denken, während ich um den Club herumgehe. Was öffentliche Liebesbekundungen angeht, ist Jacey richtig schlimm. Sie kümmert sich echt einen Scheiß darum, was die Leute von ihr denken. Das ist etwas, das ich an ihr bewundere und das mich gleichzeitig ärgert.

Je weiter ich mich vom Gehsteig weg in die Schatten wage, umso mehr wirkt das hier wie ein Ort, an dem Jacey und Peter zur Sache kommen würden. Aber gleichzeitig sieht es auch wie der perfekte Ort aus, um überfallen zu werden. Ich werde nervös und schaue mich hastig um.

Ich bin in einer schmalen Gasse, voll mit Müll und Graffiti. Meine Absätze klappern auf dem nass glänzenden Asphalt, und ich atme tief ein und genieße die frische Luft, während mich die tintenschwarze Finsternis verschluckt.

Gott sei Dank bin ich aus diesem Club raus. Das ist der beherrschende Gedanke, als ich weiter in die Finsternis gehe. Trotzdem greife ich in meine Handtasche nach der kleinen Dose Pfefferspray. Es schadet nicht, wenn man vorbereitet ist.

Es ist niemand hier. So viel ist offensichtlich, als ich das schmutzige Gebäude mustere, die überfüllten Mülltonnen und die leeren Schatten. Na ja, jedenfalls hoffe ich, dass die Schatten leer sind. Es sieht so aus. Ich scheine allein zu sein. Das ist einerseits zwar beruhigend, andererseits aber auch frustrierend.

»Jacey, wo, zum Teufel, steckst du?«, brumme ich vor mich hin.

Gerade als ich aufgeben und zurück in den Club gehen will, fällt mir etwas ins Auge, das meine Aufmerksamkeit weckt, und ich bleibe stehen.

Ein kleines Stück von mir entfernt lehnt ein Typ am Gebäude, halb im Licht, halb im Schatten. Normalerweise würde ich bei so einem Anblick nicht stehen bleiben, schon gar nicht allein in einer finsternen Gasse. Aber irgendwas an seiner Haltung macht mich neugierig, etwas, das ich nicht so recht erklären kann.

Ich sehe ihn mir etwas genauer an.

Er lehnt am Gebäude, die langen Beine elegant vor sich gekreuzt, und, heiliger Strohsack, er ist groß. Der muss ja gut über eins achtzig sein, mit breiten Schultern und kräftigem Brustkorb, der in eine schlanke Taille übergeht.

Es ist kühl hier draußen, aber er hat keine Jacke an, nur ein

enganliegendes schwarzes T-Shirt und perfekt sitzende Jeans. Kein Gramm Fett am Körper. Er ist schlank und muskulös und hat kurzes, ziemlich dunkles Haar. Im Profil wirken seine Züge kantig, und soweit ich es ausmachen kann, hat er eine hauchfeine Andeutung von Bartstoppeln auf seinem kräftigen Kinn. Das ist etwas, das mich augenblicklich anmacht. Es hat so etwas Ungezähmtes an sich.

Und dieser Typ ... er sieht eindeutig ungezähmt aus. An dem strahlt alles Kraft und Stärke aus. Das ist auch etwas, das mich sofort anmacht, und ich beschließe, dass es das ist, was mich neugierig macht. Er ist ein Kraftpaket auf Beinen und hält sich mit Absicht zurück.

Während ich ihn beobachte, zündet er sich eine Zigarette an, nimmt einen Zug und stößt den Rauch langsam in die Nacht. Seine Lippen sind voll, und er hat ein tiefes Grübchen am Kinn. Der Typ ist unbestreitbar sexy. Normalerweise würde ich mich von jemandem wie ihm fernhalten, jemandem, der so sündhaft sexy und dabei so ... kraftvoll ist. Ein Kerl wie der bedeutet Probleme. So viel ist sicher.

Aber ich bin heute Nacht nicht in den Club gekommen, um wegzulaufen.

Ich bin hergekommen, um einen Typen abzuschleppen. Um mal eine Nacht lang meine Verpflichtungen in den Wind zu schießen und mich wie jemand meines Alters zu benehmen. Um jemand zu sein, der ich nicht bin.

Ich sehe mir den Typen noch mal an.

Normalerweise würde ich vor ihm weglaufen.

Aber vielleicht ... nur heute Nacht ... mache ich das doch nicht.

Heute Nacht muss ich nicht ich sein. Ich kann sein, wer ich will, denn danach wird er mich nie wiedersehen.

Nur für heute Nacht.

Ich zögere und versuche, mich zu entscheiden, was ich tun soll.

Dann, als hätten meine Füße einen eigenen Willen, gehe ich einen Schritt auf ihn zu. Und dann noch einen.

GABRIEL

Meine Zigarette glüht rot in der Dunkelheit, als ich einen schönen langen Zug nehme. Ich sauge die Stadtluft und das Nikotin in mich hinein und atme dann den giftigen Müll wieder aus. Ich weiß ja, dass Zigaretten nicht gut für mich sind, von wegen schlecht für die Lungen und so, aber im Moment ist mir das ziemlich egal.

Vom Club drinnen kann ich den Bass gegen die Wand hämmern hören, der meinen Rücken zum Vibrieren bringt. Dadrin quetschen sich Frauen unbekümmert zum Rhythmus der Musik auf der Tanzfläche zusammen und warten auf Kerle wie mich, die sie mit nach Hause nehmen und durchvögeln.

Das ist mir auch ziemlich egal. Ich brauchte frische Luft, musste raus aus dem Gestank nach Rauch und Schweiß im Club, bevor ich noch explodierte.

Wäre ich ein normaler Mensch, wäre ich jetzt nervös, so ganz allein in einer dunklen Gasse in Chicago. Aber ich bin kein normaler Mensch, und all die Scheiße, die ich in Afghanistan zu sehen bekommen habe, hat meine Fähigkeit, Angst zu empfinden, ziemlich lahmgelegt.

Den Rest von mir allerdings nicht.

Ich verlagere das Gewicht ein wenig und ordne meine Kronjuwelen und meinen halbsteifen Kameraden. Dürftig bekleidete, angetrunkene Frauen, die mit jedem auf Tuchfühlung

gehen, der ihnen vielleicht einen Drink spendiert – ich müsste kein Mann sein, wenn mich der Anblick nicht anmachen würde. Eigentlich sollte ich mich deswegen schlecht fühlen, tue ich aber nicht.

Vor meinem Auslandseinsatz hätte ich mich niemals mit einer von denen abgegeben. Aber nach drei Jahren im Ausland hört mein kleiner Freund nicht mehr auf die Stimme der Vernunft. Er weiß, was ich brauche.

Ich seufze und ziehe noch mal die einengenden Jeans zurecht, bevor ich ein, zwei tiefe Atemzüge nehme. Mein Schwanz beruhigt sich langsam wieder, und das Gefühl von Platzangst vergeht auch. Gott sei Dank. Eines der vielen Dinge, die ich mit nach Hause gebracht habe, war Platzangst, und zwar nicht die vorhersehbare Art, bei der man Angst vor engen Räumen hat. Sondern die willkürliche Variante, die einen in den unmöglichsten Momenten treffen kann, wie zum Beispiel mitten in einer Menschenmenge.

Verdammt.

Ich werfe die Zigarette zu Boden und trete sie mit dem Absatz aus, dann hole ich noch eine heraus und zünde sie an. Noch so eine schlechte Gewohnheit, die ich mitgebracht habe, zusammen mit ein paar Tattoos und dem Hang, schweißgebadet aus völlig durchgeknallten Alpträumen aufzuwachen.

»Du weißt schon, dass einen die Dinger umbringen, oder?«

Ich richte mich ruckartig auf und drehe schnell den Kopf, um die leise Stimme im Dunkel zu lokalisieren.

Eine Frau kommt auf mich zu, und ich kann gar nicht glauben, dass ich sie nicht kommen gehört habe.

Verdammt noch mal.

Wir sind die einzigen Menschen in einer abgelegenen Gasse. Wie konnte sie mir entgehen? Meine Sinne haben ernsthaft

nachgelassen, seit ich wieder in den Staaten bin. Sie ist eine Granate, hochgewachsen und gertenschlank, die Art Frau, die in einer Menge heraussticht, ganz zu schweigen von einer verlassenen Straße.

Blondes Haar fällt ihr bis halb über den Rücken, und sie starrt mich mit großen Augen an. Die vollen Lippen gespitzt, als versuche sie, sich zu entscheiden, ob es sicher ist, sich hier draußen aufzuhalten. Und es ist nicht sicher, besonders nicht für eine Frau, die so aussieht wie sie.

»Allein in einer dunklen Gasse in Chicago herumzulaufen ist noch gefährlicher als eine Zigarette, weißt du das nicht?«

Ich mustere sie ruhig und nehme noch einen Zug.

Sie zuckt mit den Schultern und sieht dabei überhaupt nicht so aus, als hätte sie Angst.

»Muss beides besser sein, als dadrin zu Tode gequetscht zu werden.«

Sie deutet geringschätzig auf die geschlossene Clubtür.

Ich sehe sie mir noch mal genauer an. Sie trägt die richtigen Klamotten, um hier zu sein ... enge pinkfarbene Lederhosen, ein cremefarbenes Neckholder-Bustier, ebenso eng anliegend, und ein Paar extrem hochhackige glitzernde Schuhe. Während ich sie mustere, fällt mir auf, dass sie keinen BH unter dem hellen Oberteil trägt. Irgendwie sieht das bei ihr unpassend aus, als würde sie nicht zu den nuttigen Klamotten passen.

Das Problem ist, dass die nuttigen Klamotten *ihr* passen, und zwar an allen richtigen Stellen. Mein Schwanz erwacht wieder zum Leben, als ich den Blick über ihre kurvigen Hüften und den festen Hintern gleiten lasse.

»In dem Fall – willst du eine?« Ich halte ihr die Packung hin. Sie sieht überrascht aus, dann kichert sie und schüttelt den Kopf.

»Nein danke. Ich bin allein in dieser Gasse. Ich denke, das ist genug Risiko für heute Nacht.«

Ich grinse und stecke die Zigaretten in meine Tasche. »Aber jetzt bist du nicht mehr allein. Ich bin hier.«

Sie mustert mich, und ich kann sehen, dass ihre Augen blau sind.

»Irgendwie«, meint sie nachdenklich, »habe ich so meine Zweifel, dass ich dadurch mehr in Sicherheit bin.«

Ich lächle. »Irgendwie denke ich, dass du recht hast.«

Komischerweise wirkt sie nicht besorgt. Tatsächlich kommt sie noch näher und lehnt sich neben mir gegen die schmutzige Ziegelwand. Sogar in dem schmutzigen gelblichen Licht der Straßenlaternen sieht sie makellos aus.

»Du machst dich schmutzig«, bemerke ich. Sie schaut unschuldig mit großen blauen Augen zu mir hoch.

»Manchmal mache ich mich ganz gern schmutzig.«

Und dann zeigt sie mir ein sündhaftes Grinsen.

Ich fühle mich, als hätte ich aus dem Nichts einen Schlag in den Magen bekommen, der mir alle Luft aus dem Leib jagt. Ein derart vielsagendes Grinsen von diesem verirrten Model ist mehr, als mein logisch denkendes Gehirn verarbeiten kann. Mein gesunder Menschenverstand ist offenbar gerade eine Geisel meiner Hormone.

Ich werfe die Zigarette auf den Gehweg und drücke sie mit dem Absatz aus. Ich habe, verdammt noch mal, keine Ahnung, was ich da tue, aber im Augenblick ist mir das ziemlich egal. Ich bin unruhig, denn sie ist umwerfend. Das ist ein so perfektes Zusammentreffen, wie man es sich nur vorstellen kann. Die Luft zwischen uns knistert praktisch vor Erotik.

Ich sehe sie an und lehne mich ein wenig an sie. Sie ist weich, und ihr Duft ist sogar noch weicher.

»Ich bin Gabriel.«

»Und ich bin Madison«, antwortet sie. Sie hat nicht ein einziges Mal den Blick von mir abgewandt. Sie steht definitiv auf mich, obwohl nur Gott weiß, warum. Wir beide sind so verschieden, wie man nur sein kann.

»Warum bist du hier, Madison?«, frage ich. »Du kommst mir ein wenig deplaziert vor.«

Sie sieht auf einmal verlegen aus. »Eine Freundin hat mich überredet mitzukommen. Sie dachte, ich hätte eine Nacht in der Großstadt nötig. Aber in Wirklichkeit wünschte ich, ich wäre zu Hause. Ich bin müde, und von diesen Absätzen tun mir die Füße weh.«

Ich grinse. Ihre Schuhe sehen echt so aus, als wären sie eine Höllenqual. Ich habe nie begriffen, warum Frauen so einen Mist anziehen.

»Dann lebst du also nicht hier?«

Als sie den Kopf schüttelt, ist es, als würde ihr Duft uns einhüllen und die penetranten Gerüche der Stadt aussperren. Ihre Nähe ist berauschend, und ich wehre mich innerlich dagegen, um mich nicht noch weiter in etwas hineinziehen zu lassen.

»Nein. Ich komme aus einer kleinen Seegemeinde, nur etwa eine Stunde von hier. Aber es kommt mir so vor, als läge eine ganze Welt dazwischen. Ich bin nicht gerade ein Großstadtmädchen. Jedenfalls nicht mehr.«

Darauf wäre ich jetzt tatsächlich nicht gekommen. Sie hat dieses perfekte Aussehen eines Großstadtmädchens und auch diese vollkommen selbstsichere Art.

Sie stößt mich mit ihrer schmalen Schulter an. »Warum bist du hier? Du siehst auch nicht so aus, als würdest du hierhergehören. Zumindest nicht hier in diesen Club.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Ach?«

Das *Underground* ist ein angesagter Treffpunkt. Und sie hat

recht. Ich passe nicht hierher. Ich gehöre in einen Humvee und in die Hügel von Afghanistan. Abgesehen von der Tatsache, dass das nicht so ist. Nicht mehr.

Madison registriert meinen Gesichtsausdruck und errötet.

»Nichts für ungut. Aber du trägst weder hautenge Jeans noch eine flippige Sonnenbrille. Du siehst mehr aus wie ... der Typ Footballspieler. Oder vielleicht wie der Typ Naturbursche.«

Ich schenke ihr ein Lächeln. »Kein Problem. Und ich *bin* mehr der Typ Naturbursche.«

Der Typ bewaffneter Soldat, um genau zu sein, aber das sage ich ihr nicht.

Madison sieht erleichtert aus. »Dachte ich mir. Also, was machst du dann hier mitten in der Stadt?«

»Wie kommst du darauf, dass ich nicht hier lebe? Kann ich denn nicht gern in der Natur sein und trotzdem in der Stadt leben? Oder bin ich für so was zu uncool?« Ich ziehe wieder die Augenbraue hoch.

Und sie errötet erneut. »Tut mir leid. Ich schätze, ich habe das einfach vorausgesetzt. Wo lebst du denn?«

Ich grinse. »Hier. Nenn mich einfach einen Fisch auf dem Trockenen.«

Sie schüttelt den Kopf und will mir einen Klaps versetzen, aber ich erwische sie mühelos am Handgelenk und ziehe sie stattdessen zu mir. Damit bin ich ganz schön draufgängerisch, aber mir ist gerade nach frech. Sie wehrt sich nicht; das gefällt mir und überrascht mich zugleich.

Sie drückt sich an mich und schaut mir in die Augen. Sie sieht erwartungsvoll und nervös aus; selbstsicher, aber auch zögerlich. Ihre Titten sind an mich gepresst und machen es mir schwer, zusammenhängend zu denken oder mir über unsere Unterschiedlichkeit oder auch nur über ihre Motive Gedan-

ken zu machen. Ihre Weichheit ist der perfekte Kontrast zu meiner Härte. Das ist alles, woran ich denken kann.

»Um deine Frage zu beantworten, ich bin hier, weil meine kleine Schwester dachte, ich sollte herkommen und jemanden kennenlernen. Um sie zu zitieren: ›Ich werde langsam unausstehlich wie Hölle und brauche einen knackigen Arsch.«

Madison lacht, tief und rauchig.

»Brauchst du das? Einen knackigen Arsch?«

Sie klingt angespannt. Und interessiert.

Ich halte ihrem Blick stand.

»Mehr, als du dir vorstellen kannst.«

Ich lasse meine Hände über ihren Rücken zu ihren Pobacken wandern, umfasse und drücke sie.

»Und deiner gefällt mir«, füge ich hinzu. Ich bin schon wieder frech, aber es scheint sie nicht zu stören.

Sie schnurrt förmlich, als sie sich noch näher an mich drückt, so dass unsere Nasen sich beinahe berühren. Ihre Lippen sind so nahe, dass ich sie fast fühlen kann.

Sie lässt ihre Hände an meinen Po gleiten und packt ihn mit ihren Fingern.

»Deiner gefällt mir auch.«

Die Atmosphäre zwischen uns ist wie elektrisch aufgeladen. Unsere Blicke halten einander fest, und wir warten beide darauf, dass der andere den nächsten Schritt tut.

Die Erwartung macht mich richtig fertig.

Ich hole Luft.

Dann holt sie Luft.

Ihre Lippen streifen über meine, und ihr Mund duftet nach Minze. Und dann, bevor ich noch einen qualvollen Gedanken zustande bringe, legt sie ihren Mund auf meinen.

Endlich.

Ihre Zunge schlüpft in meinen Mund, und sie schmeckt

himmlisch – wie ein eiskaltes Getränk am Ende eines heißen Tages in der Wüste. Unsere Zungen tanzen umeinander, und ihre Lippen verschlingen mich. Ich merke, dass ich augenblicklich steinhart bin, und sie merkt es auch.

Sie lächelt an meinen Lippen.

»Ich glaube, das hat dir gefallen.«

»Was hat mich verraten?«, frage ich grinsend und drücke mich noch enger an sie.

Madison grinst zurück und küsst mich noch einmal. Der zweite Kuss ist genauso verzehrend wie der erste. Sie wirkt ein wenig verzweifelt, ein wenig verletztbar. Und ganz schön sexy. Dann gleitet sie mit den Händen wieder über meinen Rücken und legt die Arme um meinen Nacken. Ich streiche mit den Händen an ihren Seiten nach unten und fühle ihren nackten Rücken unter meinen Fingern.

»Weißt du noch, dass ich dir gesagt habe, dass mir die Füße weh tun? Ich würde gern die Schuhe ausziehen.«

Ich starre sie an. »Dann zieh sie aus.«

»Bei dir zu Hause«, fährt sie fort.

Ich ziehe scharf die Luft ein und packe ihre Hüften noch fester.

»Das musst du mir nicht zweimal sagen.«

Tut sie auch nicht. Ich nehme ihre Hand und zerre sie förmlich zur Straße, wo ich ein Taxi anhalte.

In weniger als einer Minute sind wir auf dem Rücksitz des Taxis gelandet und auf dem Weg zu meinem Apartment.

Madison küsst mich auf den Hals und zupft mit den Zähnen an meinem Ohrläppchen, während ihre Hände über meine Brust gleiten. »Wie weit ist es bis zu dir?«

»Nicht sehr weit«, bringe ich gerade so heraus. Ich bin richtig stolz darauf, dass ich an diesem Punkt noch sprechen kann, nachdem ihre Hände sich inzwischen bis zu meinem pochenden

den Schwanz vorgearbeitet haben. Ich schiebe die Hüften vor und drücke mich noch fester gegen ihre Hand.

Sie leckt mir über den Hals.

»Du schmeckst gut«, flüstert sie.

Ich halte es nicht aus. Ich wünschte, sie würde einen Rock tragen, aber dem ist nun mal nicht so. Also schiebe ich stattdessen meine Hand zwischen ihre Beine und lasse meinen Daumen über die Außenseite ihrer Hose kreisen. Stöhnend hebt sie sich mir entgegen.

Ich schiebe meine Hand vorn in ihre Hose und stelle fest, dass ihr Slip bereits feucht ist.

Ich schiebe einen Finger in sie.

Und dann zwei.

Dann ziehe ich sie beide wieder heraus und stecke sie mir langsam in den Mund.

Ihre Augen weiten sich, und sie seufzt leise.

»Bist du betrunken?«, frage ich sie. Ich weiß nicht, wieso, aber es fühlt sich richtig an zu fragen, um sicherzugehen, dass sie nicht betrunken ist. *Bitte sag nein*, dränge ich sie im Stillen, während ihre Finger um meine Brustwarze kreisen.

»Nein.«

Dem Herrn sei Dank. Ich frage nicht noch mal. Stattdessen hebe ich sie auf meinen Schoß und reibe sie an meinem Körper. Das Gefühl ist befriedigend und frustrierend zugleich.

Ihre Augen weiten sich erneut, als ich mich durch die Kleider an sie dränge, und sie greift mit der Hand nach unten, um meinen pochenden Schwanz zu reiben.

»Du bist ja riesengroß«, haucht sie, die Augen weit aufgerissen vor Nervosität und Anerkennung zugleich.

Ich grinse.

»Wenn wir zu mir nach Hause kommen, werde ich dich damit vögeln«, sage ich ihr ins Ohr. »Und es wird dir gefallen.«

Ihre Zähne schrammen über meine Lippe, und ihre Hüften sind fest an meine gepresst. »Du bist ganz schön von dir überzeugt, oder?«

Ich grinse an ihrem Hals, bevor ich leicht hineinbeiße.

»Sehr sogar. Lass uns was ausmachen: Wenn du nicht bis in einer Stunde so weit bist, meinen Namen laut hinauszuschreien, spendiere ich dir morgen ein Frühstück.«

Sie hält inne und sieht mir in die Augen. »Klingt, als würde ich in jedem Fall gewinnen.«

»Stimmt«, kann ich gerade noch sagen, bevor meine Zunge wieder in ihren Mund dringt.

Zwischen atemlosen Küssen schafft Madison es, mir eine Frage zu stellen.

»Ich habe das noch nie gemacht. Woher weiß ich, dass du kein Verrückter bist?«, fragt sie mich flüsternd.

»Gar nicht«, antworte ich, ziehe ihr Shirt hoch und sauge an ihrer nackten Brustwarze, meine Finger liegen auf ihrem schmalen Brustkorb. Sie biegt sich mir entgegen und keucht.

»Aber ich werde dir nicht weh tun.« Ich halte inne und schaue zu ihr hoch. »Und irgendwie habe ich langsam das Gefühl, dass du das hier ebenso sehr brauchst wie ich. Habe ich recht?« Madison hält den Atem an und nickt.

»Stimmt.«

Ich antworte nicht, und ich frage auch nicht nach dem Grund. Ich lege einfach meine Arme um ihre Schultern und küsse sie noch mal.

Ich atme ihren weiblichen Duft ein, sauge ihn in meine Lungen – als mich das plötzliche Quietschen von Reifen aufschreckt. Bevor ich überhaupt sehen kann, woher das Geräusch kommt, stellen sich mir instinktiv die Nackenhaare auf. Ich schubse Madison auf den Boden des Taxis und beuge mich über sie.

Der Aufprall ist unglaublich brutal.

Ich höre Metall knirschen, als die Tür neben mir eingedrückt wird; unser Taxi wird in einer Drehung über die schmale Straße geschleudert und kracht gegen die Wand eines Gebäudes, schaukelt noch einen Moment hin und her und steht dann still.

Einen Moment lang sind wir völlig benommen und versuchen zu begreifen, was gerade passiert ist. Dampf und Rauch dringen langsam unter der Motorhaube des Taxis hervor, und der Fahrer steigt stolpernd aus und öffnet die Tür neben Madison.

»Schnell, kommt raus«, sagt er mit indischem Akzent. »Beeilt euch.«

Ich schubse Madison regelrecht von mir weg nach draußen und ziehe sie dann von dem zerbeulten Auto weg. Vom Motor her ist ein zischendes Geräusch zu hören, gefolgt von einem merkwürdigen Knistern. Ich weiß, was das bedeutet. Ich erkenne es an dem beißenden Geruch von Benzin, der mir in die Nase steigt.

»Bewegung«, rufe ich Madison knapp zu, und ihre Absätze klappern laut über den Asphalt, als wir auf den Gehweg auf der anderen Straßenseite zulaufen. Dort angelangt, drehen wir uns um; gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie der Fahrer in Deckung geht, da aus dem Motorraum seines Wagens Flammen hochschlagen.

»O mein Gott«, haucht Madison, lehnt sich in meinen Arm und wendet ihr Gesicht von den Hitzewellen ab, die uns sogar noch in dieser Entfernung treffen.

Ich sehe zu, wie die orangefarbenen Flammen in die schwarze Nacht lodern, der heiße Wind weht mir ins Gesicht, und all das löst eine Reaktion in mir aus.

Ich fühle, wie die inzwischen vertraute Beklemmung wieder

hochsteigt, und mein Innerstes zieht sich zusammen wie in einem Schraubstock. Ich kann spüren, wie sich mir langsam die Kehle zuschnürt, und ich bekomme nicht mehr genug Luft.

Mist.

»Ich muss hier weg«, murmele ich noch, während mir immer enger in der Brust wird. Schweiß läuft mir über die Schläfen; ich wische darüber und zucke zusammen, als das Salz in meinen Augen brennt. Madison starrt besorgt zu mir hoch.

»Alles in Ordnung?«, fragt sie, und ihre Finger zittern, als sie mich am Arm fasst. »Wir können nicht einfach abhauen. Ich bin ziemlich sicher, dass die Polizei mit uns reden will.«

Sie deutet auf die Menschen, die herumstehen, dort, wo mehrere Polizeiautos eintreffen. Ich kann uniformierte Polizisten herumlaufen sehen, und zwei von ihnen kommen in unsere Richtung. Die Hitze vom Feuer und von meiner eigenen Beklemmung fängt an, mich zu erdrücken.

»Ich muss hier weg«, brumme ich wieder. Der Griff ihrer Finger fühlt sich inzwischen zu eng an, so wie alles andere auch ... mein Shirt, mein Hosenbund, meine Schuhe. Alles stürzt über mich herein, verschwommene Bilder, Gerüche, Geräusche. Ich packe das nicht. Ich werde, verdammt nochmal, explodieren. Oder implodieren. Ich reiße meinen Arm aus ihrem Griff und gehe auf unsicheren Beinen davon.

Das Letzte, was ich sehe, bevor alles schwarz wird, ist Madisons erstauntes Gesicht, beleuchtet von den orange-roten Flammen des brennenden Taxis hinter ihr.

Das böse Ding hat dich erwischt.